



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 15.

Dienstag, 19. Januar

1926.

Die Lampe mit dem roten Schirm.

(14. Fortsetzung.)

Roman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

Wondra warf Raspi einen zweiten Blick zu, dieser verstand und verließ eiligst das Bureau, um sich draußen in der Kanzlei telephonisch dringend mit dem Hotel zur Post verbinden zu lassen.

„Ich hoffe für Sie, Fräulein Reja, daß Ihre Angaben auf Wahrheit beruhen. Solange jedoch gewisse, immerhin verdächtige Bemerkungen, die Sie zu Ihrem Bräutigam Jellacic getan haben sollen, nicht geklärt oder entkräftet sind, steht die Angelegenheit für Sie doch noch sehr bedenklich.“

So sollen Sie sich zu Ihrem Bräutigam geäußert haben, sie hätten eine Sache vor, bei der viel Geld zu verdienen sei. Darf man wissen, was Sie darunter verstanden haben?“

Die Tänzerin lächelte. „Eigentlich ist es noch Geschäftsgeheimnis, aber die Polizei ist ja diskret. So hören Sie, oder besser, Sie überzeugen sich selbst an Hand der Kontrakte mit verschiedenen oberitalienischen Varietétheatern in Verona, Mailand, Brescia, Bergamo usw., die ich hier in der Tasche habe. Mein Improvisario hat einen sogenannten Sletta erfunden, eine sehr zugkräftige Nummer, die ich herausbringe. Wie Sie hier sehen, sind die Kontrakte mit einer ganzen Reihe italienischer Bühnen abgeschlossen. Natürlich verdiene ich mit meiner guten Figur dabei ganz andere Gagen als hier in der elend bezahlten Stelle am Alstertheater.“

„Gut. Warum sind Sie aber in Triest ausgerissen und haben sich in Görz versteckt?“

Die Tänzerin lächelte und tippte sich vor die Stirne.

„Weil mich der Affe von Direktor hier gutwillig doch nicht hätte weggehen lassen. Da zog ich es vor, bis zum Abgang des Dampfers auf französisch zu verschwinden. Es ist mir begreiflicherweise nun peinlich genug hier sitzen zu müssen, während der Dampfer „Metkovic“ inzwischen schon längst auf der Fahrt nach Venedig ist.“

„Nun, ich hoffe, daß Ihrer Abreise mit dem Nacht-dampfer nichts im Wege steht, wenn Sie mir noch einige weitere Fragen in befriedigender Weise beantworten.“

Raspi trat wieder ein. Die erkaltete Virginia hing ihm traurig im linken Mundwinkel.

„Das ist a netter Reinsfall“, sagte er auf deutsch, um von der Tänzerin nicht verstanden zu werden.

„Die Angaben stimmen tatsächlich. Ich habe Herrn Oberleutnant Rodlinger am Telephon gesprochen. Die Reja, und der Mann, der draußen wartet, Annibale Introini heißt er, haben gestern in größerer Gesellschaft einen Ausflug gemacht und sind erst um zehn Uhr nach dem Hotel zurückgekehrt. Da haben wir uns schön blamiert. Na, ich danke.“

Die Reja hatte schweigend, ein ironisches Lächeln auf den Lippen, der Unterhaltung zugehört. Allzuviel verstand sie ja nicht davon, aber sie merkte an den enttäuschten Mienen der Polizeibeamten, daß sie für ihre Freiheit wohl kaum mehr zu fürchten hatte, und das gab ihr die alte Sicherheit zurück.

„Ich hoffe, meine Herren“, sagte sie wieder ganz ruhig, „daß meiner Abreise nun nichts im Wege steht.“

„Ich habe noch einige Fragen an Sie zu richten“, sagte Wondra eifrig. „Fragen, die noch dringend der Klärung bedürfen.“

„Bitte schön.“

„Beruht es auf Tatsachen, daß Jellacic sie von dem Projekt, nach Italien auszureisen, abzubringen versucht hat?“

„Allerdings. Der ist eifersüchtig wie ein Tiger und jähzornig wie ein alter Pavian.“

„Er soll in Ihrer Gegenwart die Äußerung getan haben. „Ich schlage dem verdammt Deutschen den Schädel ein, so wahr ich der Rechnungsfeuerwerker Janko Jellacic bin.“ Es bedarf wohl keiner besonderen Versicherung, daß ich an der Aufklärung gerade dieser Drohung das größte Interesse habe.“

Die Reja zuckte die Achseln. „Der Jellacic schimpft den ganzen Tag. Und wenn er jeden umgebracht hätte, dem er es geschworen hat, ach du lieber Gott, dann lebte meine ganze Nachbarschaft in der Via Barriera Vecchia schon längst nicht mehr.“

„Ihre Erklärung ist nicht befriedigend, Signorina“, sagte der Kommissar ernst.

„Und eine andere Erklärung kann ich Ihnen nicht geben“, meinte die Reja achselzuckend. „Ich erinnere mich gar nicht genau, wann und wo Janko diese Äußerung getan haben soll. Er schimpft den ganzen Tag, dafür ist er neun Jahre beim Militär und außerdem ein Kroat. Vielleicht hat er auf irgendeinen Kameraden oder Vorgesetzten einen Bil, ich weiß es nicht. Jedenfalls, die Versicherung kann ich Ihnen mit utem Gewissen geben, mit dem Tode des Feldmarschallleutnants hat er nichts, absolut gar nichts zu tun. Den hat er gar nicht gekannt, und von meinen Beziehungen zu ihm weiß er auch nichts. Als der Mörder Prohaska kommt Janko nicht in Frage.“

Wondra fuhr ärgerlich auf.

„Reden Sie keinen Unsinn!“ rief er. „Sie schieben mir Äußerungen unter, die ich nie gemacht habe. Verstehen Sie mich! — Ich werde mich hüten, Behauptungen aufzustellen, die ich nicht beweisen kann. Ich habe nun nur noch einige Frage an Sie zu richten, die Ihre Beziehungen zu Prohaska betreffen, dann können Sie gehen. Wie lange haben Sie mit Herrn von Prohaska verkehrt?“

„Beinahe ein Jahr.“

„Er gab Ihnen öfters Geld?“

„Ja, ab und zu.“

„Größere Beträge?“

„Bis zu hundert Kronen. Er machte mir häufiger Geschenke, wie einen Hut, eine Bluse, eine Handtasche usw., das kostbarste Geschenk war das Zigaretten-etui, das er mir zum Namenstag gegeben hat. Hoffentlich bekomme ich es wieder.“

Wortlos reichte der Kommissar das Etui über den Tisch.

„Wie kamen Sie mit Prohaska auseinander?“

„Gut“, antwortete die Tänzerin. „Sehr gut. Er

wollte mich gern los werden, und ich hatte nichts dagegen, denn Jellacic hatte ernsthafte Absichten auf mich und war immer so blödsinnig eifersüchtig."

"Sie sprachen also Brohaska am vergangenen Samstag zum letztenmal?"

"Ja. Ich erzählte ihm von meinem Projekt, nahm Abschied von ihm, und er schenkte mir zum Abschied noch fünfhundert Kronen."

"Wissen Sie, wer ein Interesse an dem Tod des alten Mannes haben konnte?"

"Nein, seine familiären Verhältnisse sind mir ganz und gar nicht bekannt."

"Dann", sagte der Kommissar und stand brüst auf, "habe ich Sie nichts mehr zu fragen. Ich danke Ihnen."

"Und Annibale? — Pardon wollte sagen Signor Introni — wollen Sie den noch sprechen?"

Wondra machte eine abwehrende Geste.

"Nein danke", sagte er. "Das Verhör mit Ihnen hat mich — — vollständig — — zufriedengestellt."

Die Reja ging, ein leichtes, etwas ironisches Lächeln auf den Lippen.

Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, sah Wondra den Detektiv Raspi mit einem langen Blick schweigend an.

Dieser kratzte sich verlegen den Kopf und spuckte zweimal aus.

"Diamine", sagte er. "Einen solchen Reinfall hab' ich doch noch nicht erlebt. Donnerwetter! — — Jetzt geht die ganze Schweinerei von vorn an, und auf die Reja hat alles so gut gepaßt."

"Pfui Teufel!" sagte Wondra nur und öffnete das Fenster.

Es war ihm plötzlich zu warm geworden.

"Ich würde mir doch den Jellacic mal vornehmen", wandte Raspi recht kleinlaut und bescheiden ein. "Schaden kann es nichts. — Die Auserung: „Ich schlag dem Deutschen den Schädel ein“, bleibt immerhin verständlich, um so mehr, als sie doch noch gar nicht geklärt ist."

"Herr! Lassen Sie mich in drei Teufels Namen zufrieden!" brauste nun Wondra auf. "Haben Sie nicht genug Böde geschossen? Das fehlte gerade noch, daß wir auch noch mit dem Militär anbinden. Die Blamage mit der Reja, so dikt sie ist, bleibt unter uns und schadet keinem, aber mit dem Kommi anbinden? Na, ich danke schön. Dort geht die Sache nicht so glimpflich ab wie hier. Da kriegen Sie eins auf den Hut, daß Ihnen der Schädel vierzehn Tage lang brummt, und ich mit dazu. Nein, ich habe die Nase voll! Mein Wort darauf. So ein Reinfall und so eine Blamage."

"Herr Kommissar", meinte Raspi höflich, ohne sich durch die Aufregung Wondras aus der Ruhe bringen zu lassen. "Ich würde doch den Weg zur Artilleriefaserne riskieren. Was kann es verschlagen? Wenn auch Jellacic als Täter bei Brohaska wahrscheinlich nicht in Frage kommt, so ist es immerhin möglich, daß er mit seinen Worten eine böse Sache geplant hat, um deren Aufdeckung wir uns bei der Militärbehörde sehr verdient machen können — —"

"Ich sage Ihnen, bleiben Sie mir mit dem Militär vom Halse", rief Wondra immer noch wütend. "Aber gut", fuhr er etwas ruhiger fort. "Sie sollen Ihren Willen haben, und ich will mir später keine Vorwürfe machen, etwas versäumt zu haben. Ich gehe sofort in die Artilleriefaserne und bitte den Offizier vom Tagesdienst um eine kleine Auskunft über den Rechnungsfeuerwerker Jellacic der zweiten Batterie. "Sie warten hier, bis ich wiederkomme. In einer Stunde hoffe ich zurück zu sein."

Bei diesen Worten griff der Oberkommissar nach seiner Kappe und verschwand.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, warf Raspi wütend den Rest seiner Zigarre in die Ecke und spuckte in weitem Bogen aus.

Er suchte nach einem Objekt, an dem er seine grenzenlose Wut auslassen konnte, aber Wachtmeister Bodopovic, der einzige, der zu diesem Zweck in Frage ge-

kommen wäre, war nicht mehr im Bureau. Er amtierte schon viel zu lange bei der 1. und 1. Polizei, um nicht ohne weiteres einzusehen, daß der Ärger, beziehungsweise die Grobheiten des Kommissars und Detektivs schließlich an ihm hängen blieben, und in weißer Voraussicht der Dinge, die da kommen mußten, hatte er sich ganz heimlich gedrückt und arbeitete lieber, zusammen mit den Wachleuten Lindner und Perroni in der allgemeinen, oder wie es in Österreich so schön heißt, der den „Parteien“ zugänglichen Kanzlei.

Die Klischee und Grobheiten, die ihm nachher doch an den Kopf geworfen wurden, steckte er bei der Rückkehr des Oberkommissars non der Kaserne noch früh genug ein; sich zuerst von Raspi anschauen zu lassen, und nachher ein zweites Mal Wondra zum Blikableiter der schlechten Laune zu dienen, dazu hatte er nun doch eine Lust. Das machte er lieber in einem Guß ab.

(Fortsetzung folgt.)

Im Harem des Paschas.

Von H. von Köller.

Als Abd ul Samid noch Sultan der Türkei und Kalif aller Befenner des Islams war, stand belannlich die Günstlingswirtschaft auf der Höhe. Nicht Verdienst und Würdigkeit waren maßgebend für die Verteilung der hohen Ämter und einträglichen Posten, sondern einzig und allein die Fähigkeit, sich in die Gunst des Padischah einzuschleichen.

Unzählige sind die Fälle, in denen geschickte Intriganten sich den notorischen Verfolgungswahn des sonst so klugen Sultans zunutze machten, indem sie erfundene Komplotte gegen dessen Leben zur Anzeige brachten und dann durch Verleumdung eines hohen Amtes belohnt wurden. Nur wenige hohe und einträgliche Posten waren zu Zeiten Abd ul Samids von Männern besetzt, die sich nicht auf Kosten anderer mit unlauteren Mitteln dazu emporgearbeitet hatten. Aber auch bei diesen waren in den meisten Fällen Gründe persönlicher Art für die Ernennung maßgebend gewesen.

So lag es auch bei der Befetzung des für den Sultan so bedeutungsvollen Postens des Chefs der politischen Geheimpolizei, den Mahmud Dielaleddin Pascha bekleidete. Über die Herkunft dieses Großen lag ein Dunkel. Eingeweihte wollten wissen, er sei ein Findelkind, dessen sich Abd ul Samid schon als Thronfolger angenommen habe. Jedenfalls galt Mahmud Dielaleddin als Pflegetohn Abd ul Samids. Und als dieser den Thron der Osmanen bestiegen hatte, begann Mahmud Dielaleddins Glanzzeit. Er wurde Pascha und in verhältnismäßig jungem Alter Chef der politischen Geheimpolizei. Er blieb im allgemeinen ein anständiger Mensch und verschmähte es, die ihm übertragene Vollmacht dazu zu benutzen, sich persönliche materielle Vorteile zu verschaffen.

Mahmud Dielaleddin hatte die Allüren eines europäischen Lebemanns und umgab sich mit maßlosem Luxus. Zudem war er ein leidenschaftlicher Spieler und, trotzdem er keine europäische Sprache verstand, verkehrte er viel in den internationalen Klubs in Pera, wo er am Spieltisch enorme Summen verlor. Das große Vermögen seiner wunderschönen Frau, einer ägyptischen Prinzessin, reichte nicht aus, um seine Ansprüche aus Leben zu befriedigen. In dem feudalen Stadtviertel Nischan Tasch, in der Nähe von Tildis, besaß Mahmud Dielaleddin Pascha eine prachtvolle Doppelvilla, von denen die eine als Herrenhaus, die andere als Harem diente. Er unterhielt hier etwa 30 Mann männlicher Dienerschaft für sich und ein Dutzend Eunuchen und zahlreiche Sklavinnen im Harem seiner Gattin. Einen ganzen Stab von Agenten beschäftigte er mit der Suche nach Mienen und ähnlichen Unternehmungen, für deren Ausbeutung er sich vom Sultan die Konzession geben ließ, um diese dann bei europäischen Interessenten hoch zu verwerthen.

In solchen Angelegenheiten hatte ich die Bekanntschaft des Paschas gemacht, in dessen Haus ich bald ein- und ausging.

Eines Tages bat er mich schriftlich um meinen Besuch und bemerkte in seinem Schreiben, ich möge entschuldigen, wenn er mich in seinem Harem empfinde, weil in seinem Herrenhause Handwerker beschäftigt seien.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde hielt mein Wagen in Nischan Tasch vor dem Harem des Paschas. Eine Anzahl Eunuchen nahm mich in Empfang. Ein langer schwarzer Kerl ging mir voran, öffnete die schwere Eichentür zur Villa und

flüchtete, bevor ich ihm folgen durfte, mehrere mal in die Hände. Auf dies Zeichen erschien ein ganz kleiner, junger Eunuch. Ich wurde unter Vortritt des Kleinen in eine Vorhalle geführt, die mit einer Menge von herrlichen Perser-Teppichen ausgelegt war. An den Wänden hingen Buchara-Teppiche und Gobelins von ungeheurem Wert. Aus dieser Vorhalle ging's in einen langen breiten, ebenso ausgestatteten Korridor, auf den eine Anzahl von Türen mündete, die mit kostbaren Kelims als Portieren verkleidet waren. Sobald wir uns in Gang setzten, lief der kleine Eunuch voraus und schrie dauernd in höchsten Füstelstönen: „Destur! — Warda!“ (Mit Verlaub! — Achtung!) Flüchtiges Kleider-rauschen, Türkentrappen und weibliche Stimmen ließen sich vernehmen. Alles flüchtete vor mir auf den Alarm des kleinen Schwarzen hin. Am Ende des Korridors wurde ich in einen großen hellen Raum geführt, dessen luxuriöse Einrichtung jeder Beschreibung spottete. Zwei Eunuchen stellten sich zu beiden Seiten der Eingangstür auf und bewachten mich. Bei hohen Türen muß man immer warten. Es gehört zu „dem Umgang mit Menschen“, den Gast erst ausruhen zu lassen, bevor man ihn dem Hausherrn zuführt. Ich hatte Zeit, Umschau in diesem Prunkgemach zu halten. Es war wohl sonst der Salon der Daresprinzessin. Ein mächtiges mit rosa Seidendamast überzogenes Sofa, dessen Stuhlteile mit Goldbrünze gestrichen waren. Eine Anzahl ungeheurer araber Lehnstühle in gleicher Aufmachung, jeder einem wahren Thronstuhl ähnlich. Davor ein runder Eichentisch, über den eine mit fingerdicker Goldstickerie überzogene Sammetdecke gebreitet war. Sehr schön, aber so unpraktisch daß ich nicht einmal die zierliche Tasse mit dem obligaten türkischen Kaffee aus der Hand stellen konnte, ohne zu riskieren, daß sie umfiel. In der einen Hand die Tasse, in der anderen die selbstverständliche Zigarette, die ebenfalls von einem Eunuchen offeriert wurde, sah ich da — in der Tat unschädlich gemacht. Selbstverständlich war auch dieser Raum mit einer Auswahl schönster Teppiche ausgeschmückt. Die riesigen Gardinen waren aus demselben Stoff wie die Möbelüberzüge. Außerdem standen noch eine Menge kleiner eingelegerter Tische und Bierständerchen umher. Aber an den Wänden kein Bild, nirgends ein Buch zu sehen, keine Photographie oder dergleichen die Wohnlichkeit fördernde Kleinigkeiten. Das Ganze eine kalte Pracht!

Endlich wurde ich zum Pascha geführt, der in einem ähnlichen Raume im Kreise seiner Sekretäre und Beamten saß. In jeder Ecke stand ein Eunuch. Der Pascha erhob sich und begrüßte mich in europäischer Weise durch Handschütteln. Denn übrigen Anwesenden erwies ich den türkischen Gruß. Nachdem die üblichen Redensarten „Seien Sie willkommen! Wie geht es Ihnen? usw.“ mit den im türkischen „Kniage“ vorgeschriebenen Antworten ausgetauscht waren, Kaffee Nummer 2 serviert und Zigarette Nummer 4 angezündet war, begann der Pascha die geschäftliche Unterhaltung. Diese gestaltete sich etwas schwierig, da im Zimmer nebenan zwei augenscheinlich sehr ungezogene Knaben spielten und dabei einen wahren Höllenlärm vollführten. Oft hielt der Pascha in seiner Rede inne, weil er sein eigenes Wort nicht mehr verstand. Niemand aber dachte daran, den Bengels Ruhe zu gebieten. Es waren ja die Söhne seiner Exzellenz Ab und zu vernahm man eine weiche, freundliche Damenstimme, die in mildester Form die wilden Jüngens zur Ruhe mahnte. Der Streit dieser hoffnungsvollen Nachkommen Nachmud Dielaleddin Paschas erreichte seinen Höhepunkt. Der eine Bruder rief dem anderen zu: „Du Esel, Sohn eines Esels!“ worauf der andere erwiderte: „Du Hund, Sohn eines Hundes!“ — „Hören Sie?“ sagte der Pascha lächelnd zu mir. „Ich bin nämlich der Vater!“ — Diese Beschimpfungen bildeten aber nur den Auftakt zu den nun folgenden Tätlichkeiten. Die Bengels fuhren sich in die Haare. Mit Holtergepolter fielen die Kämpfenden an die Tür. Und — oh Schrecken! — Die Tür gab nach, flog weit auf, und über das Knäuel der sich am Boden wälzenden Jüngens hinweg hatte man einen freien Blick in das elegante Toilettenzimmer der ägyptischen Prinzessin. In schneeweißem Reglig stand die schöne Frau vor einem großen Wandspiegel und ordnete ihr Haar. Lange war mir dieser ebenso interessante wie hübsche Blick in das Allerheiligste eines türkischen Darems nicht vergönnt. Sklavinnen von innen und Eunuchen von außen zogen und schoben die Jüngens in das offene Zimmer zurück und schlugen mit affenartiger Geschwindigkeit die Tür wieder zu. Der Pascha sah mich wieder lächelnd an und sagte nur: „Das war meine Frau.“

Ich war nicht nur in dem Darem eines hohen türkischen Paschas gewesen, sondern hatte hier auch mehr gesehen, als ich in den kühnsten Phantasien je zu hoffen gewagt hätte!

Unesdoten.

Von Karl Verbo.

Der berühmte und zu seiner Zeit begeistert gefeierter Komiker Friedrich Bedmann (1808 bis 1866), der Schöpfer des „Eckensteher Rante“, hatte es trotz aller Bemühungen niemals fertiggebracht, seinen Vater, einen schlichten alten Handwerker, zum Besuch eines Theaters zu veranlassen, da der alte Mann sich vor den vielen gepuderten Menschen fürchtete. Eines Tages aber hatte er sich doch bereben lassen und wohnte, ängstlich hinter einer Säule versteckt, einem der Triumphe seines Sohnes bei. Als das Publikum sich endlich beruhigt hatte, suchte Bedmann seinen Vater vergebens; schließlich fand er ihn draußen vor dem Theater auf einer Bank. „Ach, weihste, Fritze“, sagte der Alte auf die erstaunte Frage des Sohnes, „ich bin schon weggegangen, als der Vorhang zum zweitenmal runterkam. Sie wollten mich da ja nicht haben.“ — „Ja, aber wieso denn?“ — „Ach, weihste, die Leute schrien alle: „Bedmann raus!“ — und da bin ich doch lieber gütwillig gegangen.“

Joseph Joachim, der große Geigenkünstler, geriet, als er in der Stadt Hannover wirkte, auf den Einfall, das Schlittschuhlaufen zu erlernen. Der Bahnwärter gab ihm die nötigen technischen Erläuterungen. „Et is ganz leicht, Herr Kunzerdirektor“, sagte der Mann. „Sei smietet dat eenre Been herut; und denn smietet Sei dat annere Been herut; un denn lopet Sei hen.“ Joachim handelte getreu nach Vorschrift: er schmiß das eine Bein heraus; und dann schmiß er das andere Bein heraus; und dann setzte er sich mit hartem Prall auf das Eis. „Zetaitta, Herr Kunzerdirektor“, sagte der Bahnwärter mit einem Augenzwinkern, „et is ganz leicht, aberst so leicht as dat Biaggelinspaelen is et denn doch nicht.“

Der Maler Karl Schorn hatte für die Neue Pinakothek in München ein höchst figurenreiches Gemälde „Die Sintflut“ geschaffen und brachte es mit vieler Mühe und Überredungskunst fertig, daß Moritz v. Schwind sich das Kunstwerk anschau. Schwind verharrete, indessen Schorn ihn nervös umkreiste, lange Zeit in schweigender Betrachtung; schließlich sagte er in einem Tone, aus dem ehrliche Freude klang: „Es ist nur gut, daß all das Gesindel erfäuft!“

Schiller begann eines Tages das Harfenenspiel zu erlernen. Seine Anfängerübungen klangen nicht schön, und ein Nachbar nahm solches Argernis daran, daß er sich bei einer Begegnung mit dem Dichter eine boshafte Bemerkung nicht versagen konnte. „Sie spielen wie David“, sagte er, „nur nicht so schön.“ Schiller sah den Mann von oben herunter an. „Sie reden wie Salomo“, versetzte er, „nur nicht so weise.“

Als Dapdn alt geworden war, luden ihn seine Verräter einmal zu einem Feste ein, wo ihm zu Ehren die „Schöpfung“ aufgeführt wurde. Dapdn saufte in tiefer Rührung; bei der Stelle „Es werde Licht!“ aber brach er in Tränen aus; er rief laut: „Nicht von mir, von dort oben kommt alles!“ — und war so erschüttert, daß er sich nach Hause tragen lassen mußte.

Als zur Regierungszeit Kaiser Wilhelms I. der Schah von Persien nach Berlin kam, wurden ihm die Mitglieder des preussischen Staatsministeriums feierlich vorgestellt, und zwar bediente man sich dabei, weil der Schah kein Deutsch verstand, der französischen Sprache. Nun kam denn auch die Reihe an „M. le Ministre de la Justice.“ — „Justice?“ fragte der Schah bekümmert. Dann aber ging ein Leuchten des Verständnisses über sein Antlitz. „Ah, je comprends — Justice!“ Und er beschrieb mit dem Zeigefinger der Rechten um seine Gurgel jenen Halbkreis, mit dem man in der internationalen Gebärdensprache den Vorgang des Hängens zu bezeichnen pflegt.

Einsame Zeit.

Wie ist es still geworden um uns her,
Wie einsam trauern Berg und Tal und Hügel;
Die trüben Wolken ziehn müd und schwer
Und Nebel breiten schläfrig ihre Flügel.
Und zwischen Licht und Dämmer wandt die Zeit,
Schlaftrunkne Äste sich zur Erde neigen,
Und überall, so endlos tief und weit,
Die Welt in todesmüdem, großem Schweigen.
Nun ist es still geworden auch in mir;
In Einsamkeit möcht ich mich selber finden,
Fern von des Lebens wilder Hast und Gier,
Den Stimmen lauschen, die mir Frieden künden!

Wilib. Lehnert.



Erziehung zur Güte.

Für den, der mit offenen Augen durchs Leben geht, bleibt es kein Geheimnis, daß unsere Zeit so reich an Sorgen und Ungewißheit, Not und Wirrnis ist wie keine je zuvor. Darum ist es auch verständlich, daß die Sehnsucht nach einem stillen Zufluchtsort, wo verstehende Güte den Müden friedlich umfängt, in allen Menschen heute besonders groß ist.

Güte schließt die Wunden, die das Leben geschlagen, Güte ist von unendlicher Trost- und Heilskraft. Güte sucht überall das Gute hervor. Güte bemüht sich, Fehler zu verstehen, und hat das Bedürfnis wohlzutun. Aber wo finden wir diese verstehende Güte?

Die ideale Krankenschwester ist das Bild vollkommener Güte. Sie wünscht nichts, als zu dienen und zu heilen, denkt nie an sich und zeigt nie Verdroßtheit. Der Kranke, dem solche Güte einmal ein Trost im Leiden gewesen ist, wird sie lebenslang nicht vergessen. Das wissen wir alle, daß wir mit einem Kranken schonjam umgehen müssen. Aber wir richten unser Augenmerk nur immer auf die Krankheiten des Körpers, für die Gebrechen der Seele haben wir weniger Verständnis. Es wird uns nicht einfallen, auf einen gebrochenen Arm zu schlagen. Aber schonen wir immer die äußerlich Gesunden, die an Krankheiten der Seele leiden, die aufbrausend, empfindlich oder boshaft sind? Ist es nicht viel häufiger der Fall, daß wir diesen „unliebenswürdigen“ Menschen den Rücken kehren? Um wieviel freundlicher sähe die Welt aus, wenn wir ihnen mit verstehender Güte begegneten! Es ist natürlich leichter, einen Aufgereagten mit groben Worten abzufertigen, als geduldig zu bleiben und mit liebevollem Verständnis ihn zu beruhigen.

Mit festem Willen können wir die Güte lernen. Gewiß gibt es Naturen, denen es angeboren ist, in Menschen und Dingen immer das Gute herauszufinden. Sie verbreiten um sich eine Atmosphäre von Freude und Zufriedenheit, die den Mitmenschen wohl tut. Aber wir sind nicht alle so geschaffen wie diese Gütigen. Meist verlangen wir das gleiche Maß von Liebenswürdigkeit, das wir den andern entgegenbringen. Sind also selbstsüchtig. Nur, wenn wir unsere eigenen Wünsche in den Hintergrund drängen und uns in nie ermüdender Geduld üben, können wir diese Güte erreichen. Wenn wir unsere Mitmenschen mit Rücksicht betrachten und dabei auch für unsere eigenen Fehler nicht blind sind, sehen wir, daß an andern noch genug des Guten übrig bleibt. Verurteilen und Däßen kann man sich sehr leicht angewöhnen, wer sich aber zum Verstehen und Lieben durchgerungen, hat einen großen Sieg über sich selbst gewonnen. Und er wird reich belohnt sein, denn das Gefühl, andern Gutes zu tun, verschafft tiefe Befriedigung.

Beneidenswert sind die Menschen, die eine Zuflucht gefunden haben an einem liebevollen Herzen, in dem die Güte wohnt. Das ist die Tugend, die der hart kämpfende Mann an der Frau am meisten schätzt. Die gütige Frau versteht seine Fehler, Zorn und Verdruß darf er frei vor ihr aussprechen in der Überzeugung, daß er Verständnis findet, und daß sie schon ein Mittel wissen wird, alles in die richtige Bahn zu lenken.

Den Kindern ist die gütige Mutter ein hohes Vorbild, das ihnen als köstlichste Mitgift ein schönes Bild der Welt vermittelt und sie fremde Schmerzen verstehen lehrt.

Klara Wirtz.

Wie oft soll man die Haare waschen?

Aber die Frage, wie oft man am zweckmäßigsten seine Haare waschen soll, kann man sehr verschiedene Ansichten hören. Manche vertreten die Auffassung, daß wie überall, so auch hier ein Übermaß schadet, daß bei allzu häufigem Waschen dem Haarboden zu viel Fett entzogen wird, die Haare spröde werden, wenig schön aussehen und auch stärker ausfallen. Während man von dieser Seite den Ratsschlag hören kann: höchstens alle zwei Wochen waschen, finden andere diesen Zeitraum viel zu lang und empfehlen im Interesse der Schönheitspflege des Haars häufigere Waschungen.

Die Frage läßt sich aber auch gar nicht einheitlich beantworten. Personen, die viel in staubiger Umgebung sich aufhalten, werden ihre Haare öfters waschen müssen als solche, bei denen dies nicht der Fall ist. Vor allem kommt es hier sehr auf die Beschaffenheit des Haarbodens an, ob er viel

Fett absondert oder nicht. Manche Menschen können einen Zeitraum selbst von 3-4 Wochen eintreten lassen und ihre Haare werden immer noch anständig aussehen, bei anderen wieder werden die Haare bereits nach ein paar Tagen wieder fettig.

Da für Damen, die langes Haar haben, ein allzu häufiges Waschen sehr lästig ist, empfiehlt es sich für solche, die ein übermäßig fettiges Haar haben, irgend ein wirtushaltiges Haarwasser zu verwenden. Man gieße einige Tropfen des Haarwassers auf die hohle Handfläche und reibe damit die Kopfhaut gründlich ein. Dann bürste man lange. Wenn man diese Prozedur alle paar Tage wiederholt, dann bleibt das Haar längere Zeit locker und schön. Am besten ist es freilich, wenn man — eine Zeitslang wenigstens — häufige Waschungen vornimmt: alle vier bis fünf Tage je nachdem es der Zustand des Haarbodens erfordert. Und zwar ist es empfehlenswert, das Wasser so heiß zu nehmen wie man es ertragen kann und dem Wasser besonders wenn man nur hartes Wasser zur Verfügung hat, etwas Soda hinzuzufügen. Dann nachspülen und möglichst schnell trocknen.

Wer wiederum eine sehr trockene Kopfhaut hat, der wird zweckmäßigerweise etwas längere Pausen im Waschen eintreten lassen. Außerdem ist es in solchen Fällen angebracht, nach den Waschungen den Haarboden ein wenig einzuölen.

Wie stark sind neugeborene Kinder?

Es gehört zu den größten Rätseln des menschlichen Körpers, daß neugeborene Kinder bereits über ganz außerordentliche Muskelkräfte verfügen. Davon hat sich jeder eine Vorstellung machen können, der ein neugeborenes Kind in der Hand gehabt hat, denn die Kräfte, mit denen das Kind Lebensäußerungen durch Hände und Füße von sich gibt, sind ganz außergewöhnlich. In einer amerikanischen Kinderklinik wurden genaue wissenschaftliche Untersuchungen angestellt, wie groß insbesondere die Muskelkraft der Neugeborenen im Unterarm und in den Händen ist. Säuglinge, die man wenige Stunden nach ihrer Geburt an einen Stab hängte, konnten ihr eigentliches Gewicht durchschnittlich zehn Sekunden lang halten, ehe sie sich fallen ließen, bei kräftigeren Kindern dauerte es viel länger, ehe sie ihren Halt aufgaben. Von 100 Kindern mit denen Versuche in der ersten Stunde nach ihrer Geburt veranstaltet wurden, haben 98 sich zehn Sekunden lang festgehalten und ihr eigenes Gewicht tragen können, 19 von 100 dehnten die Kraftprobe sogar bis zu einer halben Minute aus und 4 von 100 selbst bis zu einer Minute. Im Verlauf von 4 Tagen hat die Kraft der Säuglinge erstaunliche Fortschritte gemacht: am vierten Tage konnten sich von 100 Kindern 98 eine halbe Minute lang an die Stange klammern. Ihren Höhepunkt erreicht die Muskelkraft der Säuglinge am 15. Tage. Der größte Teil der kleinen Menschenkinde konnte sich dann nicht weniger als anderthalb Minuten lang an der Stange schwebend halten, und ein winziger Hercules übertraf alle, indem er zweieinhalb Minuten lang sein eigenes Gewicht hielt. Dann ließ er mit der Rechten los, hielt sich aber noch 15 Sekunden lang mit der Linken, ehe er sich auf das bereitgehaltene Tuch hinabschleiten ließ.

Die praktische Hausfrau.

Kleidung und Ansteckungsgefahr. Es ist nicht allgemein bekannt, daß schwarze oder dunkle Kleidung im Krankenzimmer weit empfänglicher für ansteckende Krankheiten macht als solche, welche aus hellen Stoffen gefertigt ist. Die feinen Teile, welche von kranken Körpern ausströmen, werden von dunklen Stoffen viel leichter aufgesaugt als von hellen. Das läßt sich leicht erproben. Wenn man ein helles und dunkles Gewand fünf Minuten lang dem Tabakrauch aussetzt, wird man finden, daß das dunkle stärker nach Tabak riecht und diesen Geruch länger festhält als ein heller Stoff. In Zimmern, wo ansteckende Krankheiten herrschen, sollte man deshalb keine schwarzen und dunklen Gewänder tragen.

Fliese auf polierten Tischplatten. Entfernt man, indem man sie mit etwas angefeuchteter Zigarrenasche kräftig reibt. Hierauf wäscht man die Stelle mit klarem Wasser ab, trocknet sie und poliert sie mit einem in Weindl getränkten Lappen.

Feines Salz. klumpt niemals, wenn man eine kleine Messerspitze Meisena darunter mischt.